

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 21. Jänner 1832.

9

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. W. dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. W. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Wiener Lebensbilder.

Von J. F. Castelli.

XVII. Die Wohnung zu ebener Erde.

Ich halte etwas auf eine hübsche, bequeme Wohnung, und will mir lieber auf einer andern Seite etwas abdarben, wenn es seyn muß, als daß ich unbequem oder schlecht wohne; darum konnte ich mich nicht wenig verwundern, als ich neulich meinen Freund H. besuchte, der in einem kleinen finstern Gäßchen, zwar in einem großen Hause, aber gleich bey'm Thore rechts zu ebener Erde wohnt, wo er im ganzen lieben Sommerjahre auch nicht ein Fünkchen des erwärmenden und erleuchtenden Himmelskörpers empfängt, im Winter bis 9 Uhr Vormittags und von 3 Uhr Nachmittags an Kerzenlicht brennen muß. Dabey ist die Wohnung, wie fast jede zu ebener Erde, etwas dumpf und feucht, was mir in den Tod zuwider ist. Ich machte hierüber meinem Freunde meine Bemerkungen, allein er lachte und sagte: „Freund! es ist wahr, schön wohnt man zu ebener Erde nicht, aber lustig, so lustig wie in keiner andern Wohnung, und führten so viele Stufen dazu empor, wie zum Himmel. Ich würde mein dunkles Gemach zu ebener Erde mit den prächtigen Sälen eines Fürsten von Opsilon nicht tauschen. Erstens komme ich schon nicht außer Athem, wenn ich nach Hause kommen will, und dann weiß ich Alles, was in meinem Hause und in der ganzen Nachbarschaft vorgeht, die geheimsten Intriguen und Abenteuer werden mir bekannt, ohne daß ich meine Nachbarn besuche, oder auch nur mit der Hausmeisterin rede, es kommt mir das Geheimste von selbst zu Ohren, ohne daß ich einen Fuß aus meinem Zimmer setze.

Ich begriff nicht recht, wie denn das zugehe, und befragte meinen Freund hierüber, da zeigte er lächelnd auf eines seiner Fenster. „Siehst du,“ sagte er, „die Jalousie dort am Fenster, die dir bey einer Wohnung, wie die meinige, etwas sonderbar vorkommen wird, weil sie das Zimmer, wo ohnedies nie ein Sonnenstrahl hineindringt, noch dunkler macht, ist die ganze Vorrichtung. An diese Jalousie brauch' ich mich nur des Abends zu setzen, und die Geheimnisse der ganzen Gegend fliegen mir von selber zu. Versuch's einmal Freundchen, setze

dich hin, es fängt schon an etwas dunkel zu werden, man bemerkt dich von außen nicht mehr, setze dich hin, höre aber auf Tabak zu rauchen, das könnte dich verrathen, bleibe fein ruhig, und spitze das Ohr, du wirst Wunderdinge hören.“

Ich setzte mich, spitze das Ohr, und erwartete die Wunderdinge, welche da kommen sollten; es kamen auch folgende.

Zuerst lehnte sich ein von Wein benebelter Bürgermann gerade an die Jalousie, an der ich lauschte, und hielt folgendes Selbstgespräch mit etwas schwerer Zunge: „Leben? — Leben! — wär' schon recht — wann man's nur hätte! — Leben muß der Mensch, weil er das Leben nun einmal hat. — Das hab' ich als ein guter Christ immer gesagt, — aber der Wirth sollte auch ein guter Christ seyn, und sollte um einen Gulden eine bessere Maß Wein schenken. — Was der Magen will, das muß man ihm geben, denn der Magen ist das vornehmste Glied des menschlichen Körpers. — Ohne Magen kann der Mensch nicht existiren! Ich bin gewiß ein guter Kerl, — ich habe mich selber gern, — aber mein Glas Wein alle Abend laß ich mir nicht nehmen, das verlangt mein Magen, das verlangt meine Subsistenz, das verlang' ich selber! — Himmltaufendapperment, wer will mir's wehren? Veronica, keinen Muckser mehr oder ich zeige dir einmal, daß ich Herr im Hause bin!“ Und mit diesen Worten ging er scheltend und in den Bart brummend weiter, und läutete am Hause gegenüber, bey einem Laden an, wo ihm aufgethan und er von einer gellenden Weiberstimme mit Vorwürfen empfangen wurde.

„Nun,“ fragte mich mein Freund, „ist dir durch diesen kurzen Monolog nicht fast das ganze Lebensverhältniß des ehrsamem Herrn Schustermeisters, der mir gegenüber wohnt, bekannt geworden? — Doch stille, es nähert sich schon wieder Jemand.“

Mit einem „pft! pft!“ fanden sich zwey junge Leute bey meiner Jalousie zusammen. Es war ein junger Bursche, ein Kaufmannsdiener aus dem nächsten Kaufladen, und ein Stubenmädchen aus dem Hause, worin ich mich bey meinem Freunde befand.

Er. Sind Sie endlich da, Mamsell Julie. Zwey Stunden steh' ich nun schon unter der Thüre unsers Ladens, und warte vergebens, ich glaubte schon, Sie kämen heute gar nicht mehr herab, Engel, lieber. (Bey diesen Worten hörte ich etwas schmaßen.)

Sie. Es ist ja kein Fortkommen. Meine Leute machen mit nichts ein Ende, er ist ungeheuer langsam, und sie hat immer was anderes zu befehlen. Man hat fast keine Minute für sich. Aber ich habe nicht lange Zeit, ich muß nur Ohl im Kaufmannsgewölbe holen, der Herr will heut mit Gewalt eine Nachtlampe haben.

Er. Aber wann wird denn der selige Tag kommen, wo wir uns ein wenig länger mit einander unterhalten können?

Sie. Ja, das weiß Gott! Nächsten Sonntag, Mussi Ludwig, kann's seyn, daß ich vielleicht etwas frische Luft schöpfen kann. Meine Leute wollen auf's Land fahren, wann noch was draus wird, und da können wir mit einander spazieren gehen.

Er. Gehen? nein, um die schönen Füßchen wäre es Schade, wir nehmen einen Fiaker!

Sie. Ach nein, das kostet zu viel Geld, und ich will Sie nicht in Unkosten bringen. Die Herren rücken einem gar zu gern vor, was sie uns für Opfer gebracht haben.

Er. O, einem solchen Mädchen bring' ich gerne jedes Opfer.

Sie. Ich bin aber keine solche, Müssi Ludwig, ich bin haushälterisch und sparsam, und ich darf wohl sagen, ein Mann, der mich heirathet, wird einmal gut mit mir fahren.

Er. Ach! wer zweifelt daran? — Wenn mein Vetter, der Salzversilberer, einmal stirbt, so krieg ich eine passable Summe Geld, dann kauf ich mir ein Kaufmannsgewerb in einer kleinen Stadt, und du wirst die meinige.

Sie. Gehn Sie, Sie foppen mich nur!

Er. Mädels! du kennst mich ja, ich bin ein rechtschaffener Mensch! — aber Juli! — himmlisches Wesen! — bin ich auch der Erste, der — bin ich gewiß der Erste, dem — dem du dein Herz schenkst?

Sie. Können Sie zweifeln? — Ich habe zwar einige Bekanntschaften gehabt, der Sohn des Oberjägers bey mir zu Hause, der hier bey einer Herrschaft Büchsenspanner war, hat mich früher öfters heimgesucht, und ein Bedienter von meiner vorigen Herrschaft hat mir, so lange ich ohne Dienst war, auch freundschaftlich unter die Arme gegriffen, aber geliebt hab' ich keinen — lieben thu' ich nur einen gewissen abscheulichen Müssi Ludwig — (hier hört' ich wieder etwas schmahen) und darauf entfernten sich Beyde.

Ich machte eben einige Betrachtungen über Monsieur Ludwigs Glück, als zwey Frauenstimmen vor den Jalousien ertönten.

Die Eine. Schönen guten Abend, Frau Nachbarinn! Was machen wir? wie leben wir? gesund und wohltauf?

Die Andere. Es ginge mir passabel — aber die Pension wird halt zu wenig.

Die Eine. Ja lieber Gott, bey diesen Zeiten reicht nichts aus. Zehn Eyer um einen Gulden — 's Fleisch auch wieder um einen Kreuzer theurer — alles schlägt auf, bis auf's Kranawettholz herab.

Die Andere. Ja, das spür' ich.

Die Eine. Aber wo war denn die Frau Nachbarinn gestern auf die Nacht? Ich habe wollen hinübergehen, hab' aber gar kein Licht gesehen.

Die Andere. In der Komödie war ich.

Die Eine. Nun da muß's ja doch noch gut gehen, wenn wir noch ein überflüssiges Geld in die Komödie haben?

Die Andere. Ja, ich hab's nicht selbst bezahlt, der Herr von Raminiger, Sie haben ihn ja bey mir schon gesehen, gar ein galanter Mann, der hat mich hineingeführt. Weil er weiß, daß ich eine Liebhaberin vom Weinen bin, so hat er mir schon lang versprochen, wenn einmal ein rechtes Trauerspiel gegeben wird, so muß ich mit ihm in die Burgkomödie gehen, und da haben sie gestern Isithor und Olga gegeben, das müssen Sie anschauen, Frau Nachbarinn, so was Schönes hab' ich in meinem Leben nicht gesehen. Die Geschichte geht in Schlawaeken vor, denn sie sind alle ungarisch angezogen, und da sind zwey Brüder, ein guter und ein schlechter, und die sind beyde in die Olga verliebt, das ist aber auch ein Mädels, kein böses Auge soll's anschauen, und da speisen sie auf dem Theater, und da muß der eine Bruder als Bedienter aufwarten, und das verdrießt ihn, und die Olga verdrießt's auch, aber das sollen Sie hören, wie sie's hernach dem andern Brüdern hineinsagt, daß er völlig wüthend wird.

Die Eine. Was essen sie denn auf dem Theater?

Die Andere. Das hab' ich nicht recht ausnehmen können.

Die Eine. Nun und welcher kriegt denn das Mädcl?

Die Andere. Gar keiner, auf die Legt erschießt Einer den Andern.

Die Eine. Wie kann denn das seyn, wann Einer erschossen ist, so kann er ja den Andern nicht mehr erschiesen.

Die Andere. Ja, sie lassen ja alle zwey zugleich krachen, und fallen alle zwey zugleich um. — Aber wie die Leute spielen, das ist schon eine Pracht, und die Reden setzen sie, daß einem das Herz im Leib zerspringen möchte. Der gute Bruder, das war der Korn, ah! der Korn! — Sie — ich kann's gar nicht sagen, wie süß der reden kann, und der böse, der heißt Löw, — ah! der hat aber auch eine Stimm wie ein Löw, und wann er sie nicht kriegt, sagt er, die Olgau, so wird er — ich weiß nimmermehr was er gesagt hat, was er thun wird, aber mir ist selber angst und bang dabey geworden. — Kurz! das nächste Mal, wann's wieder gegeben wird, gehen wir mit einander hinein; denn ich schau's noch einmal an. — Jetzt gute Nacht, Frau Nachbarinn!

Die Eine. Ich komme später noch ein bischen zu Ihnen hinüber, so schwäzen wir noch ein wenig mit einander.

Die Andere. Ja — ich — Sie werden kein Licht sehen, denn — ich werde mich heute früh schlafen legen.

Die Eine. Nun also gute Nacht! Morgen sehen wir uns.

Das Gespräch hatte mich recht belustigt, und mir gezeigt, was derley Leute im Theater suchen, und wie sie das verstehen, was sie dort finden.

Zwey junge Leute, beyde sehr schnell laufend, prallten jetzt gerade vor der Jalousie an einander, und es sprach:

Der Eine. Guten Abend, Bruder! Schau mich an, wie gefall' ich dir?

Der Andere. Sehr schön, der Frack hat einen herrlichen Schnitt, und die Weste — ganz neuer Stoff, ich habe noch keinen ähnlichen gesehen.

Der Erste. Habe beyde selbst gemacht, der Westenstoff ist mir von einem Hoffleide des Grafen Gellhorn abgefallen.

Der Zweyte. Nun und wie findest du meinen Kopf?

Der Erste. Superbe, der Wurf der Haare auf eine Seite steht herrlich — Apropros Bruderherz, denke dir, meine Haare fangen mir an auszugehen, was soll ich thun?

Der Zweyte. Die Haare sind auch Pflanzen, Blumen, man muß sie begießen, wie andere Gewächse.

Der Erste. Also den Kopf waschen?

Der Zweyte. Waschen und pomadiren, aber nur mit Maß, der Baum, der zu viel begossen wird, fault an der Wurzel. — Auch sollst du deine Haare manchmal stuken lassen. — Sieh, wenn du bey Gesträuchen die überflüssigen Triebe wegnimmst, so werden sie fester und dicker.

Der Erste. Was glaubst du, wenn ich mir mitten auf dem kahlen Plätzchen am Scheitel ein Plättchen falscher Haare aufkleben ließe?

Der Zweyte. Gut, ich mache dir eins; das ist wie ein neues Dach auf einem Hause.

Der Erste. Und schadet das dem Kopf nicht?

Der Zweyte. Nicht im geringsten, denn wir brauchen ja dazu keinen Kleister und kein Eyerweiß mehr, das würde der Vegetation der Haare schaden, sondern wir vereinigen die falschen Haare mit den wenigen natürlichen so künst-

lich, daß beyde zwey Heerden gleichen, welche mit einander weiden, oder zwey Flüßsen, welche mit einander vereint durch die Ebene murmeln.

Der Erste. Schön!

Der Herr Kleiderkünstler und der Herr Kopfgärtner versprachen einander noch, sich morgen Abends bey dem Sperl zu finden, und liefen dann jeder seinen Weg weiter.

In diesem Augenblicke hörten wir draußen an der Hausthüre pochen, mein Freund ging hinaus, öffnete, und brachte Herrn Sollberg, einen jungen Beamten, der in diesem Hause wohnt, herein, er stellte mir Sollberg vor, und sagte mir, daß sie beyde fast täglich mit einander Abends eine Parthie Picket machten, und dann zusammen ins Gasthaus soupiren gingen.

Während mein Freund Tisch, Karten und Lichter bereitete, stellte sich Sollberg zu mir zur Jalousie, um auch ein vorübergehendes Guckkastenstückchen mit anzuhören. Da tönte ein leises Husten vor der Jalousie. Wir horchten und gaben meinem Freunde Zeichen, das Licht noch unangezündet zu lassen.

Zu dem hustenden Manne gesellte sich bald eine Frau. — „Sie haben lange warten lassen,“ flüsterte die Männerstimme, „himmlische Frau.“

„Es ist nicht meine Schuld,“ erwiderte die Dame, „mein Mann wollte heute gar nicht fortgehen, aber eilen wir von hier weg“ — kaum war dieß gesprochen, als Sollberg schrie: „Himmel und Erde, das war ja die Stimme meiner Frau! Die Schändliche, die Treulose beklagte sich über heftige Kopfschmerzen, aber warte! warte!“ mit diesen Worten stürzte er wie wüthend bey der Thüre hinaus.

Ich und mein Freund, der indessen mit dem Licht herbegekommen war, sahen einander an, wollten lachen, konnten aber doch nicht recht, und mein Freund sagte kopfschüttelnd: „Ey ey! das ist mir doch unlieb.“ — Ich verließ meinen Platz an der Jalousie und bemerkte, es sey doch nicht für alle Leute gleich lustig, vorübergehende Bilder zu ebener Erde mit anzusehen.

Ihnen aber, meine lieben schönen Leserinnen, gebe ich den guten Rath, ja nicht geheime Gespräche auf der Gasse vor einem Fenster zu halten, und wenn auch dieß noch so fest zugeschlossen scheint, und sie kein Licht durchschimmern sehen.

XVIII. Ein neuer Rock.

Ich mag nun einmal keinen neuen Rock anziehen. Hab' ich einen reinlichen Bedienten, so laß ich einen solchen immer von diesem erst ein paar Tage tragen, bis er wenigstens die Tuchbüge, die Fäden, den Glanz, den Strich und alle Anzeichen der Neuheit verloren hat. Kann seyn, ich bin ein Narr, aber ich bin nun einmal so. Ich will beschreiben, was mich daran ärgert, und ich bin überzeugt, mancher Leser wird sich denken: „Mir geht's gerade so!“

Da geh' ich aus mit einem neuen Rocke und ein Freund begegnet mir, und zwickt mich lächelnd in den Arm, und wenn ich ihn frage, warum er das thue, antwortet er mir: „Damit ich den Schneider herauszwicke!“

Ein anderer lustiger Geselle bleibt schon von weitem stehen, wie er mich nur erblickt, schlägt die Hände verwunderungsvoll zusammen und fragt schelmisch: „O! was für ein schöner neuer Rock! ist er auch schon bezahlt?“

Dem Dritten soll ich Rechenschaft geben, wie viel das Tuch gekostet habe; er findet es sehr schönfärbig und fein, beweist mir aber, daß das seinige doch noch schöner und feiner, und dabey wohlfeiler sey.

Ein Wierter findet am Schutte etwas auszustellen, und empfiehlt mir seinen Schneider.

Ein Fünfter endlich versichert mich, das Tuch werde die Farbe verlieren, so schön es auch jetzt sey.

„Schau den an mit dem neuen Klüffel, der bild't sich was ein!“ schreyt ein Fiaker, an dem ich vorübergehe.

„Warum denn heute gar so schön aufgeputzt?“ fragt mich Fräulein J., die mir begegnet.

Kommt mir Einer auf der Straße entgegen, dem ich etwas schuldig bin, so kommt es mir vor, als läse ich in seinem Gesichte, daß sein Blick sehr unfreundlich auf meinem neuen Rocke ruht.

Begegnet mir Einer, der mir was schuldig ist, und sieht meinen neuen Rock, so darf ich schon versichert seyn, daß er, statt die alte Schuld zu zahlen, nächstens eine neue bey mir wird machen wollen.

Einem Armen, der mich auf der Straße anbettelt, und mich des neuen Rockes wegen Euer Gnaden titulirt, muß ich doch wenigstens statt eines Kreuzers einen Groschen geben.

Bey jeder Straßenecke bleib' ich stehen und schlage mir den Staub mit dem Taschentuche von den Stiefeln.

Irgendwo am Körper genirt mich der neue Rock gewiß, und wenn er noch so gut gemacht ist, nur das Alte ist durchaus bequem.

Die Geliebte macht Anspielungen auf meinen Reichtum und auf ihre Armut an Kleidern. „Ich kann mich ja jetzt gar nicht öffentlich mit Ihnen sehen lassen!“ sagt sie. Was folgt daraus?

Ich vermeide eine Gasse, in der gebaut wird, damit mir kein Kalktropfen etwa auf den neuen Rock falle, ich weiche einem Wagen zehn Schritte weit aus, der schnell daher fährt, ich nehme die beyden Schöße hinauf, wenn ich mich irgendwo niederseße, kurz das Bewußtseyn, ich habe einen neuen Rock an, läßt sich bey mir nicht verläugnen, und das sieht mir auch Jedermann an.

Ich bemerke, daß alte Handschuhe zu einem neuen Kleide nicht recht passen und trete daher, obschon die meinigen noch nicht schadhast sind, in das nächste Gewölbe, mir neue zu kaufen. Eben so geht's mir mit dem alten Hut.

Ein Freund hat mir gesagt, mein neuer Rock werfe auf der Schulter eine Falte. Ich breite daher diese Schulter so viel möglich aus, um die Falte auszufüllen.

Ein Wölkchen steht am Firmamente, ich eile, daß ich schwitze.

Die ärgste von allen Calamitäten aber ist, daß man sogar glaubt, und mich fragt, ob ich auf Treversfüßen gehe?

Den ersten leichten Athemzug schöpfe ich wieder, wenn ich des Abends nach Hause komme, den neuen Rock ausziehe, und in meinen alten bequemen Gottfried fahre.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Donnerstag, den 5. Jänner, zum ersten Male: „Aelheid von Frankreich.“ Historisch-pantomimisches Ballet in 5 Abtheilungen von Hrn. L. Henry, Balletmeister an diesem k. k. Hoftheater.

Dieses Ballet, dessen erste Vorstellung zum Vortheile unsers mit Recht beliebten ersten Tänzers, des Hrn. Mattis, gegeben wurde, hatte sich einer ungemein günstigen

Aufnahme zu erfreuen, und ist auch bey den seither Statt gefundenen Wiederholungen mit immer gesteigertem Beyfalle gesehen worden. Der Stoff der Handlung ist aus der Verfolgungs- und Leidensgeschichte der unglücklichen Witwe Lothars von Italien genommen, und bey nahe durchgängig mit vielem Glück und großer Kenntniß dramatischer Wirksamkeit behandelt worden. Die bedrängte Königinn, von dem Thronräuber ihres Landes und dem Mörder ihres Gatten zum verhassten Ehebunde gezwungen, wird, da sie standhaft seinen Bitten und Drohungen widersteht, sammt einem Hülfes verheißenden Gesandten vom Kaiser Otto, in einen Kerker geworfen, aus diesem durch den Muth und die List eines redlichen Kerkermeisters befreyt, auf der Flucht abermals von ihren Verfolgern ergriffen, und endlich vom Kaiser selbst, der den Usurpator in einem Treffen besiegte, feyerlich auf den verlorenen Thron wieder eingesetzt. — Den größten Vorzug, den ein Ballet haben kann, in so fern wir es von der dramatischen Seite betrachten, den der Einfachheit, Klarheit und allgemeinen Verständlichkeit der Handlung, können wir diesem verdienstlichen Werke des Hrn. Henry auf keine Weise absprechen, und wenn wir uns eine Bemerkung in der genannten dramatischen Beziehung erlauben, so beschränkt sich dieselbe auf die allerdings sehr fühlbare Lücke in der Handlung zwischen der vierten und letzten Abtheilung, wo wir Adelheid von Berengars Söldnern verfolgt, ergriffen und unmittelbar darauf, ohne allen Übergang, den Kaiser erscheinen, den Markgrafen geschlagen, gefangen, und die Königinn selbst befreyt im Krönungsstaate wieder erblicken. Hier ist der Phantasie und dem Ergänzungsvermögen der schauenden Menge doch wohl ein wenig zu viel zugenüthet, und wenn auch die Schlusscene nicht geradezu im logischen Widerspruche mit dem Vorgegangenen steht, so vermist man doch bey einer pantomimischen Handlung, die ja eben nur den äußern Sinn des Auges in Anspruch nimmt, alles, was diesem unmittelbar entzogen und dem Verstande zur Vervollständigung überwiesen ist. — Die eingestochenen Tänze sind nicht allein kunstgerecht und schön, sondern auch (was wir als einen großen Vorzug anerkennen) nur bey durchaus passenden und schicklichen Gelegenheiten angebracht. Die Chortänze in der dritten Abtheilung bey der Bauernhochzeit überraschen durch die Neuheit und Zierlichkeit der Figuren. — Die Musik, von einem nicht allgemein bekannten Componisten, Hrn. Cesare Pügny, hat sehr viele gelungene Stellen, und zeichnet sich besonders durch die dramatische Wahrheit aus, mit welcher sie die Handlung zugleich bezeichnet und begleitet. — Eine der größten, bey einem Ballet freylich mehr oder weniger unerlässlichen Zierden sind bey dem hier in Rede stehenden unstreitig die trefflichen Decorationen, mit welchen die Direction des Theaters dasselbe ausgestattet, und die nach der Angabe des k. k. Decorationsdirectors Hrn. P. von Stubenrauch von den Decorationsmalern Millich, Scharhan und Schlegel mit großer Vollendung ausgeführt sind. Als wahre Kunstwerke zeichnen sich namentlich die Waffenhalle in der ersten, die ländliche Gegend in der dritten und die Einsiedelei in der vierten Abtheilung aus. — Die Aufführung zeugte von großem vorangegangenen Fleiße des Balletmeisters wie des sämmtlichen Personals. Was den pantomimischen Theil betrifft, so haben wir vorzugsweise den Erfinder des Ganzen, den Hrn. Henry zu nennen, welcher die Parthie des Kerkermeisters übernommen, und dieselbe mit einer Wahrheit und Meisterschaft durchführte, die wohl nicht leicht übertroffen werden können. Die Befreyungsscene der zweiten Abtheilung im Kerker ward durch die Vortrefflichkeit seines Spiels zu einer mehr als pantomimischen Bedeutung erhoben, wie denn überhaupt diese Scene in dramatischer Hinsicht den Glanzpunkt des ganzen Ballets bildet. Mad. Mattis, obgleich als Tänzerinn lieblich und kunstfertig, scheint durch ihre Individualität für den Ausdruck hoher Leidenschaft nicht geeignet und deshalb als Adelheid nicht ganz an ihrem Plage zu stehen. — Hr. Campelli ist von der Natur zur Darstellung von Charakteren, wie Berengar, nicht wenig begünstigt; ein sprechendes Auge, ausdrucksvolle Gesichtszüge und eine vortheilhafte Gestalt erleichtern ihm die Bezeichnung heftiger, leidenschaftlicher Affecte, doch scheint seine Haltung (namentlich die stets eingebogenen Knie) nicht immer der Würde und Männlichkeit angemessen, die wir an Erscheinungen solcher Art am wenigsten vermissen dürfen. — Als Tänzer zeigte sich Hr. Mattis heute in seiner ganzen Größe; auch wurde er mit einem Sturm von Beyfall empfangen und entlassen. Es wird wenige Tänzer geben, welche so viel Kraft und Kunstfertigkeit mit so viel Selbstbeherrschung und Anmuth vereinigen. — Als Gast erschien an diesem Abend in einem Pas de deux mit Hrn. Mattis, Mad. Robert Mees St. Romain, seit einigen Jahren Mitglied des Berliner Ballets und ein Liebling des dortigen Publicums. Sie ist den Wienern noch aus früherer Zeit vortheilhaft bekannt, und wenn auch keine ihrer Eigenschaften als Tänzerinn zu Ansprüchen auf eine ganz besondere Auszeichnung berechti-

gen, so wird die Nettigkeit und Präcision ihrer Bewegungen ihr unter den gegenwärtig vorzüglichsten Tänzerinnen dießseits des Rheins und der Alpen gewiß den verdienten Platz bereiten.

L i t e r a t u r.

„Wiener Jahrbuch, oder tägliches Taschenbuch für alle Stände.“ Mit einem Anhang genealogisch-geographisch-statistischer Tabellen. Wien, Carl Haas'sche Buchhandlung. Kl. 8.

Der Gedanke, selbst dem Alltäglichen und jeder höhern Tendenz unfähig Scheinenden eine solche unterzulegen, ist — wenn auch nicht neu — doch selten auf eine Art ausgeführt, die man glücklich nennen könnte. Der Grund dieser Erscheinung liegt unserm Erachtens wohl vorzüglich darin, daß man dabey so leicht des Guten zu viel thut und darüber ins Läppische verfällt. Besonders Lob verdient daher der Herausgeber des Wiener Jahrbuches, daß er diese Klippe mit Gewandtheit umschiffte, und uns somit ein Buch lieferte, welches seinem Zwecke auf das genügendste entspricht. Dieser ist nemlich kein anderer, als selbst bey dem unbedeutendsten Anlasse — dem täglichen Einzeichnen von allerley Notizen in ein Memorandum — unsern Sinn für das Wahre, Gute und Schöne anzuregen und dadurch sogar dem prosaischesten Lebensgeschäfte eine poetische Seite abzugewinnen. Wir finden daher in diesem Taschenbuche an der Spitze eines jeden Blattes kurze aber sinnig gewählte Stellen aus den besten Dichtern, Lebensregeln, Erfahrungssätze, Sinnsprüche, Enomen u. dgl., deren Inhalt ganz geeignet ist, uns zu edlen Vorsätzen zu begeistern, in guten Entschlüssen zu befestigen, zu weiterem Nachdenken über uns selbst und das Leben zu veranlassen, und überhaupt Funken in unsere Seele zu schleudern, die nur eines günstigen Momentes bedürfen, um zur freundlich leuchtenden und wohlthätig erwärmenden Flamme emporzulodern. Wer sieht nicht auf den ersten Blick, wie glücklich dadurch das Gemeine vermieden werde, in so ferne wir mit unserm unsterblichen Schiller alles das gemein nennen, was nicht zu dem Geiste spricht und nur sinnliches Interesse erregt? Freylich darf, wie wir schon oben angedeutet haben, der Herausgeber die Ehre der Erfindung nicht für sich in Anspruch nehmen. Diese ist, wenn man uns anders vergönnt, Kleines mit Großem zu vergleichen, gering gerechnet, wenigstens 2000 Jahre alt. Denn wir wissen aus der Geschichte, daß bereits 500 Jahre vor Christo Hipparchos, des Pisistratos Sohn, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen von Athen und in jedem der Cantone von Attika Hermen in Form von Pfeilern aufstellen ließ, die zur Rechten und Linken mit Aufschriften versehen waren, welche den Ort der Aufstellung im Geleite einer moralischen Sentenz bezeichneten. So erinnerte z. B. eine dieser Hermen den Wanderer, daß er sich in der Mitte der Stadt befände und legte ihm zugleich die goldene Regel ans Herz: „Wandle und handle gerecht!“ Eine andere machte ihn mit dem Namen der Strafe bekannt, die er so eben zu durchschreiten im Begriffe war und rief ihm mit warnender Stimme zu: „Führe nicht irre den Freund!“ Die Idee, die unserm Taschenbuche zum Grunde liegt, hat also das Ansehen des grauesten Alterthums für sich, und es wäre nur zu wünschen, daß sie öfter in Anwendung gebracht würde, um dem Geiste der Frivolität, der, leider! in unsern Tagen jeden höhern Aufschwung zu lähmen droht, wenigstens in etwas entgegenzuwirken. Eine kurze Angabe historischer Daten am Ende der meisten Blätter nebst angehängten genealogisch-geographisch-statistischen Tabellen erhöhen die Brauchbarkeit des Ganzen, welches noch außerdem — und auch dieses verdient hier vorzügliche Berücksichtigung — durch besonders schönes, ganz zum Einzeichnen geeignetes Papier sich empfiehlt.

F.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.